



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

2.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

„Das werde ich auch!“ ruft der Dahingehende, ohne sich umzublicken.

Langsam, mit wehem Herzen, geht der alte Pfarrer heim. Er hat all die langen Jahre mit größter Sorgfalt und Hirtentreue die Herde, die ihm anvertraut ist, geweidet, und nun sieht er ein Schäflein in die Irre gehen.

2.

Der junge Lindenhofbauer hält Hochzeit. Früh am Morgen nach der Messe ist das Paar in der Dorfkirche getraut worden. Die Stimme des alten Pfarrers hat gezittert vor Schmerz und Weh, denn es ist die erste gemischte Ehe gewesen, die er eingesegnet hat. Nach der Trauung sind die Brautleute mit Gefolge zum Sternkrug gegangen, um dort an gedeckten Tischen ein Frühstück einzunehmen. Dann ist die Hochzeitsgesellschaft mit geschmücktem Wagen zum Lindenhof hinausgefahren, wo das Festmahl ihrer harrte. In der Wohnstube sitzen das Brautpaar und die nächsten Verwandten, in der großen Gefindestube haben die anderen Teilnehmer Platz gefunden. Die Tenne ist gereinigt und mit Girlanden und bunten Bändern geschmückt. Eine kleine Bühne bietet Platz für die Musikanten.

Glückstrahlend sitzt die junge Frau an der Seite ihres angetrauten Gatten, der gar ernst dreinschaut, als ob er die Verantwortung seines eben begonnenen

Ehestandes schon fühlte. Dem Brautpaare gegenüber sitzt die alte Mutter an der Seite des Krugwirthes. Wohl zwingt sich die alte Bäuerin, an der Festfreude teilzunehmen, aber ihre geröteten Augenlider zeugen von vielem Weinen, und manchmal erhebt sie sich, um hinauszugehen und die aus ihren Augen hervorbrechenden Tränen zu verbergen. Auch der Pfarrer ist auf das Drängen der Mutter hin von dem Brautpaare geladen worden. Nach dem Mittagmahle kommt er, um nicht zu beleidigen, auf ein Stündchen herauf. Obwohl der junge Bauer seinem Herzen ein großes Weh bereitet hat, zeigt er sich doch von größter Freundlichkeit, und aufrichtig, wie er nur sein kann, ist sein Glückwunsch, den er dem neuvermählten Paare ausspricht. Nach kurzem Verweilen verabschiedet er sich wieder. Die Mutter begleitet ihn eine Strecke hinaus und schüttet ihm ihr ganzes schweres Herz aus.

„Wir müssen nun alles dem lieben Gott anheimstellen, Mutter Meier. — Wir wollen hoffen, daß sich noch alles zum Guten wendet und unsere Befürchtungen nicht eintreffen.“

Dann geht der Pfarrer ernst und sinnend zum Dorf hinab.

Die Mutter kniet noch eine Weile vor der Mutter Gottes am Eingange des Hofes nieder.

Es dämmert bereits im Osten, da erst verlassen die Hochzeitsgäste den Lindenhof.

Dann geht das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Tage reihen sich an Tage, Wochen an Wochen und Monate an Monate.

Alltägliches Leben — alltägliches Streben.

Und doch ist, als ein Jahr verflossen, das Leben auf dem Lindenhofe schon ganz anders als in früheren Jahren.

Geht der Bauer an Sonn- und Feiertagen zur Kirche, so bleibt seine Frau daheim. Sie ist ja protestantisch. Wird an Marienfesten des Abends gemeinsam der Rosenkranz gebetet, wie es von alters her auf dem Hofe Brauch ist, so geht die junge Bäuerin in ihre Kammer. Und all die vielen anderen Religionsverschiedenheiten treten dort gar deutlich hervor.

Es ist halt eine gemischte Ehe.

Anfangs hat der Bauer geglaubt, wenn die Dora erst Bäuerin sei, würde sie sich der echt katholischen Umgebung bald anschließen. Er hat ihr dies in liebevollen Worten nahegelegt, aber die Frau hat stets Einreden gehabt, die der Bauernsohn nicht zu entkräften verstand. So hat denn der Bernd unmutig alles seinen Weg gehen lassen. Zwar hat der Himmel den jungen Leuten ein Knäblein geschenkt, aber die Ehe ist deshalb doch nicht veredelt worden.

Es ist am Vorabende von Mariä Namensfest. Graue Wolkenballen werden vom Winde dahingetrieben, und kalte Regenschauer ergießen sich über die herbstliche Flur. Die alte Bäuerin liegt, von der

Sicht geplagt, zu Bette. Langsam läßt sie die Körner des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Obwohl ein stiller Frieden auf ihrem runzligen Gesichte ausgeprägt ist, läßt sie dennoch von Zeit zu Zeit die Blicke voll Unruhe nach dem Fenster gleiten, um in die hereinbrechende Dämmerung hinauszuspähen.

Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde am Eingange des Hofes ist noch nicht angezündet. Das ist's, was ihr Sorge macht. Bisher hat sie dieses immer selbst besorgt, nun aber liegt sie krank auf ihrem Lager. Wer wird es nun tun? Die Knechte und Mägde sind in den Scheunen beschäftigt. Ihr Sohn ist mit einem Fuhrwerk über Land. Ob sie's der Dora wohl sagen soll? — Ach, wenn sie katholisch wäre . . .

Da kommt die Dora mit einer Tasse Tee ins Krankenzimmer.

„So, Mutter, hier ist der Tee. Nun müßt Ihr aber gleich trinken, ehe er kalt wird.“

„Ich danke dir, Dora!“

Etwas unsicher führen die Hände die Tasse an die Lippen.

Die junge Bäuerin starrt in das unwirkliche Wetter hinaus.

„Ein unfreundlicher Abend,“ meint sie.

„Es ist eben Herbst, Dora. — Ist Bernd noch nicht zurück?“

„Nein, Mutter!“

„Ist von den Mägden keine im Hause?“
 „Die sind noch in der Scheune. — Sollten sie was?“ Fragend wendet sich die junge Frau der Schwiegermutter zu.

„Ja — ich hätte — so gern . . .“

„Kann ich's nicht besorgen?“

„Ja, Dora, du kannst es wohl, wenn du's willst. — Das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde ist noch nicht angezündet. Willst du es wohl besorgen?“

„Damit müßt Ihr mich verschonen, Mutter,“ entgegnet die Schwiegertochter unfreundlich. „Ihr wißt, daß ich nicht Eures Glaubens bin. Deshalb müßt Ihr mir auch nicht zumuten, das Lämpchen anzuzünden. Wenn Ihr die Maria verehrt, so ist das Eure Sache. Ich tue es nicht und biete auch nicht meine Hand dazu.“

„Es würde dir keinen Schaden tun, Dora,“ antwortet die alte Mutter mit zitternder Stimme, wobei ihr die Tränen über die gefurchten Wangen rollen.

„Aberglaube,“ brummt die junge Frau.

„Du willst es wirklich nicht tun?“

„Nein!“

Hart klingt die Stimme. Dann verläßt die junge Bäuerin das Gemach.

Weinend sinkt die Mutter in ihre Kissen zurück. Wie ein kalter, schneidender Hauch ist ihr die Antwort ihrer Schwiegertochter ins Herz gefahren. Wie manchmal hat sie sich schon geämt über die Religions-

verschiedenheit, die auf dem Lindenhofe seit der Heirat ihres Sohnes herrscht, wie manche bittere Träne hat sie schon im stillen geweint, daß die jungen Leute in ihrem Heiligsten uneins sind. Sie hat geschwiegen und geduldet. Wem soll sie ihr Leid außer dem Herrgott auch klagen? — Von ihren Kindern ist ihr nur der Bernd geblieben, und der trägt an dem Kreuze, das er sich durch diese Ehe aufgebürdet, schwer genug, wenn er es auch nicht offen ausspricht. Ein Mutterauge sieht scharf, und längst hat sie bemerkt, daß auch in dem Herzen ihres Sohnes die Neue über seinen Schritt, vor dem sie und der alte Pfarrer ihn oftmals gewarnt, eingezogen ist. Aber ihm kann niemand helfen. — Es ist halt sein Weib auf ewig.

Draußen öffnet sich knarrend das Tor der Einriedigung. Ein Wagen rollt auf den Hof.

Bernd ist heimgekehrt.

Da tritt er auch schon zu der kranken Mutter herein.

„Nun, wie geht's denn, Mutter?“ fragt er besorgt.

„Ach, Bernd, wie soll es mir gehen,“ antwortet sie mit zitternder Stimme. „Ich glaube, mir wäre am wohlsten, wenn ich bei dem seligen Vater auf dem Friedhof läge.“

„So mußt du nicht sprechen, Mutter. Ich freue mich, daß ich dich noch habe.“

„Ja, du!“ Wieder beginnt sie zu weinen.

„Aber weshalb weinst du denn? — Ist etwas vorgefallen?“

Sie schüttelt den Kopf und wischt mit dem Taschentuche die Tränen aus den Augen.

„Willst du das Lämpchen anzünden, Bernd?“

„Gewiß! — Weshalb brennt es denn noch nicht? Du konntest es doch den Mägden sagen oder schließlich der Dora.“

„Die Mägde sind nicht im Hause. — Dora habe ich's gesagt, sie wollte nicht.“

„Das wollte sie nicht?“ kommt es gedehnt aus Bernds Munde.

„Sag ihr nichts, Bernd. — Geh und zünde das Licht an, morgen ist Marienitag. Auf dem Lindenhofe ist stets die Mutter Gottes verehrt worden. Behalte auch du diese fromme Sitte bei, und es wird dir Glück und Segen bringen und dir dein Leid erleichtern.“

Schweigend geht der Bernd hinaus, um dem Wunsche der Mutter zu willfahren. In der Küche trifft er dann seine Frau. Die Mutter hat zwar gesagt: „Sag ihr nichts!“ Aber hier kann und darf er doch nicht schweigen, und wenn's auch sein Weib ist.

„Der Mutter hättest du doch wohl die Bitte erfüllen können!“

„Nun, hat sie es dir schon erzählt?“ Spitz und gereizt spricht die Frau. „Aber was ich deiner Mutter gesagt habe, sage ich auch dir: Ich tue es nicht. — Du hast gewußt, daß ich anderen Glaubens war. Du hast

damals gesagt: Du gefällst mir so, wie du bist. Und wenn meiner religiösen Überzeugung Freiheit gelassen werden soll, wie du sagtest, dann müßt ihr mich auch mit solchen Angelegenheiten, die meinen Gefühlen widerstreben, verschonen."

"Es handelt sich um die Bitten einer kranken Mutter, und die hättest du berücksichtigen müssen, das ist meine Ansicht. Deine religiöse Überzeugung hätte dadurch gar keinen Schaden gelitten."

"Du hältst mit deiner Mutter, das weiß ich längst," entgegnet die Frau schnippisch.

"Dora, du tust unrecht, wenn du das sagst," antwortet Bernd entrüstet.

"Streit's nur nicht ab," eifert sie weiter, ohne aufzublicken, „du und deine Mutter und ihr alle steckt die Köpfe zusammen, und ich stehe dann allein. Da wird dann gesprochen und getuschelt, weiß Gott, was alles. Oder glaubst du, ich merke nicht, wie ich allen im Wege stehe, nur deshalb, weil ich anderen Glaubens bin? — Hätte nie gedacht, daß man mich das hier fühlen lassen würde."

"Was du da sagst, ist eine Lüge."

Zornig blickt Bernd auf seine Frau am Herde.

"Ich weiß, was ich weiß, und da glaub' du meinetwegen, ich täte unrecht."

"Dora, in Wahrheit kannst du nicht sagen, daß man dir Vorhaltungen oder Vorwürfe wegen deines Glaubens gemacht hat. Soviel ich weiß, ist dir noch

niemand zu nahe getreten. Hüte dich aber auch, uns in unseren Gefühlen zu verletzen. — Du hast mir heute durch dein Benehmen wehe getan, mir und der Mutter. — Vergiß nicht, daß du die Rücksicht, die wir dir angedeihen lassen, auch uns schuldig bist.“

Damit geht Bernd aus der Küche. Er begibt sich zu den Mägden und Knechten, um nach dem Rechten zu sehen.

Höhnisch lachend blickt Dora ihrem Gatten durchs Fenster nach.

„Nun hast du mal die Wahrheit gehört, und ihr alle werdet wissen, daß ihr mir nicht zu nahe treten dürft. — Ja, Bernd, du hast gedacht, mich bald katholisch zu machen, aber du hast dich verrechnet. Aber magst du auch noch so fromm sein, Bernd, am anderen Sonntag geht's mal zum Tanz, und gehst du nicht mit, desto besser, so gehe ich allein. Das ganze lange Jahr ohne eine Festlichkeit halte ich nicht aus.“

So denkt die Frau, und sie reißt die Arme, als ob sie die in ihr ruhende Kraft prüfen wollte. Dann blickt sie noch einmal nach der Türe, lauschend; nichts vernimmt ihr Ohr. Und nun entnimmt sie ihrer Tasche einen zerknitterten Brief, und eilig fliegen ihre Augen über die Zeilen.

„ . . . Am 29. September wird im Kruge das Erntefest gefeiert. Ich erwarte dich dort, damit wir noch einmal, wie schon so oft, Stunden des gegen-

seitigen Glückes verleben. Hoffentlich wird dein bi-
gotter Gemahl nicht allzu eifersüchtig sein.

In alter Zuneigung Ernst Scheder."

"Ich komme, Ernst, ich komme!"

Da werden draußen Schritte laut.

Hastig schiebt die Frau das sündhafte Schreiben
wieder in ihre Tasche.

Im nächsten Augenblicke betritt Bernd mit den
Knechten die Küche.

3.

Wieder ist es Sonntag geworden. Der Stern-
frug prangt im festlichen Gewande. Eine lange schwarz-
weiß-rote Fahne flattert vom Giebel herab lustig im
Winde. Der Saal ist mit Kränzen und Girlanden
geschmückt, zwischen denen bunte Papierlampions hän-
gen. Der Fußboden ist blankgescheuert und geglättet,
damit die tanzenden Paare leichtfüßig im Kreise herum-
wirbeln können. Noch einige Stunden, dann beginnt
das Erntefest in diesen Räumen.

In einem kleinen Stübchen hinter dem allgemeinen
Gastzimmer steht ein städtisch gekleideter Mann von
etwa dreißig Jahren sinnend am Fenster. Die Linke
spielt mechanisch mit der schweren Uhrkette, während
die Gedanken zurückschweifen in die Vergangenheit.
Da tritt der Wirt mit zwei schäumenden Bierkrügen